

HEINER SCHMITZ, 52 Jahre alt, war freiberuflicher Werbefachmann, ein „wortgewaltiger Schnelldenker“. Bei ihm wurde ein nicht operabler Gehirntumor festgestellt. Seine letzten Tage verbrachte er im Hamburger Leuchtfeuer Hospiz – erstes Porträt am 19. November 2003, gestorben am 14. Dezember 2003.

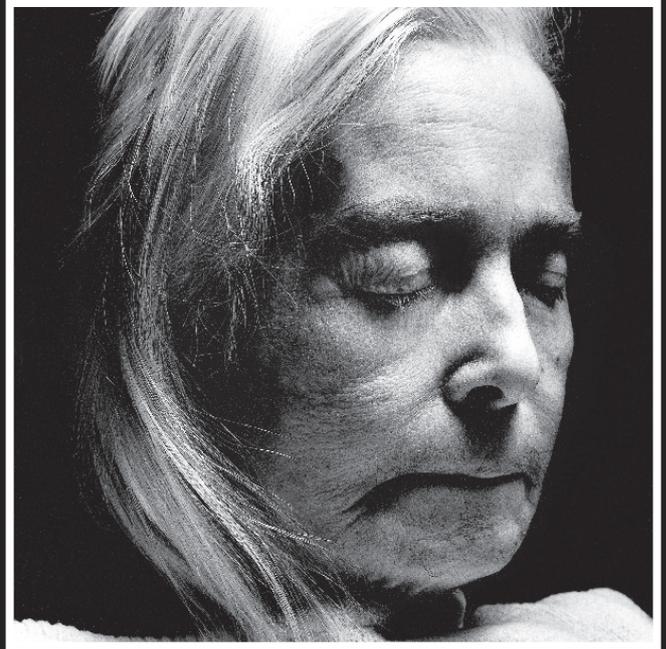
SCHLAFES BRUDER

Ausstellung. Die Journalistin Beate Lakotta und der Fotograf Walter Schels haben Menschen auf ihrem letzten Lebensweg begleitet, ihre Geschichten gesammelt und sie fotografiert. Nun ist die Ausstellung „Noch einmal leben“ in Innsbruck zu sehen. Sie rührt am Innersten.

Womit beginnen, wenn es um das Ende geht? Wo nichts mehr steht zwischen dem Ich und dem Tod außer der Angst, die einen nicht schützt. Mit den Bildern vielleicht. Sie sind ein mal ein Meter groß, schwarzweiß, matt, und man kommt den Gesichtern so nah, dass einem der Atem stockt. Es sind Gesichter von Menschen, deren Lebenszeit fast abgelaufen ist, daneben dieselben Gesichter kurz nach dem Tod. 24 Personen sind es insgesamt, die so porträtiert wurden. Die jüngste ist 17 Monate alt, die älteste 83. Die Kleine hatte doch noch kein Leben, denkt man, die alte Frau hatte zumindest eines. Aber

das Sterben fällt dadurch doch nicht leichter. – Oder? Vielleicht sollte man mit den begleitenden Texten beginnen. Sie geben den Porträtierten einen Namen, verorten sie. Ihre Lebensgeschichten so alltäglich, so unspektakulär, so berührend. Diese Geschichten, sie treffen einen im Innersten.

Man könnte auch mit den beiden Autoren beginnen. Sie, Beate Lakotta, Jahrgang 1965, Journalistin und seit neun Jahren in der Wissenschaftsredaktion des deutschen Nachrichtenmagazins DER SPIEGEL tätig, in ihrem Beruf immer wieder mit den Themen Krankheit und Tod befasst. Er, Walter Schels, Jahrgang 1936, frei-



EDELGARD CLAVEY, 67 Jahre alt, war Chefsekretärin in der Psychiatrischen Uniklinik, hatte einen unheilbaren Tumor im linken Lungenflügel. Sie verbrachte ihre letzten Lebenstage im Hamburger Hospiz im Helenenstift – erstes Porträt am 5. Dezember 2003, gestorben am 4. Januar 2004.

schaffender Fotograf, traumatisiert von seinen Kindheitserlebnissen im Krieg, von den Bomben zerfetzte Körper, die auf der Straße lagen. Ein Paar, das der eigenen Angst vor dem Tod ins Auge blicken will und ein ganz persönliches Projekt startet, das schließlich in einer Wanderausstellung und einem Buch mündet.

Über einen Zeitraum von zweieinhalb Jahren haben Beate Lakotta und Walter Schels Menschen auf ihrem letzten Weg begleitet, ihre Lebensgeschichten aufgezeichnet, sie kurz vor und nach dem Tod fotografiert. Aus dieser intensiven Beschäftigung ist die Ausstellung „Noch einmal leben“ hervorgegangen, die derzeit im Innsbrucker Fotoforum zu sehen ist (siehe Infokasten S. 50). Die meisten der Porträtierten verbrachten ihre letzten Lebenstage in einem Hospiz. „Lebensorte für Sterbende“ nennt die Journalistin diese Einrichtungen. „Wer hier einzieht, weiß, dass er nicht in seine Wohnung zurückkehren wird, dass er Abschied nehmen muss, dass er nicht mehr viel Zeit hat, Dinge in Ordnung zu bringen, dass sein Leben bald zu Ende sein wird“, schreibt sie im Buch.

„Noch einmal leben“ ist eine Ausstellung, die jeden berührt, der sie sieht. Es ist eine Ausstellung, für die man sich Zeit nehmen sollte. Es geht um Menschen, deren Lebenszeit zu Ende ist. Und es geht immer auch um einen selber.

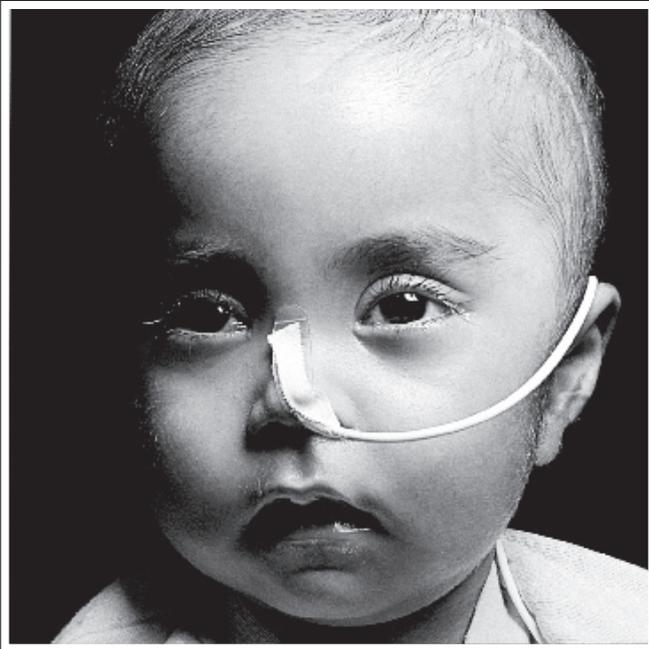
WENIGSTENS GELEBT! Beate Taube hat gekämpft, vier Jahre lang. Operationen, Chemotherapien, wieder Operationen, noch mal Chemotherapien. Doch der Krebs war nicht bereit aufzugeben, hatte sich in ihrem Körper eingenistet, immer mehr Besitz von ihm ergriffen. Der Krebs, er war einfach stärker als sie. Als Beate Lakotta und Walter Schels Frau Taube das erste Mal besuchen, da wohnt sie noch zu Hause. Doch sie weiß, dass sie nicht mehr lange zu leben hat. Beate Taube ist 44 Jahre alt, sie wohnt in einem netten Einfamilienhaus, hat kleine Kinder, einen Mann, der ihr in der Krankheit

zur wichtigsten Stütze wird. Während sie im Familienalbum blättert und aus ihrem Leben erzählt, fällt ihr plötzlich auf, dass es keine Bilder mehr von ihr gibt, seit sie krank geworden ist. Das trifft sie sehr. Sie, die so oft fotografiert wurde. Die Erkenntnis, nicht mehr festgehalten worden zu sein, bestärkt sie, am Projekt der beiden teilzunehmen. Ihnen ihre Geschichte zu erzählen, sie hineinzulassen in ihr Leben, sich fotografieren zu lassen im Angesicht des Todes und danach.

Das hatte Lakotta und Schels am Anfang am meisten überrascht, dass die Sterbenskranken, in deren Leben sie traten, ihrem Ansinnen offen gegenüberstanden, froh waren auch über dieses letzte Bild, das es geben würde, wenn sie nicht mehr sind. Bei jeder Begegnung spürten sie den Schatten des Todes, und das warf die Beiden auch auf sie selbst zurück, auf ihre ureigensten Ängste, die eigene Hilflosigkeit. Die noch einmal quälender war, wenn es um Eltern ging, die ihr Kind verloren. →

DIE HOSPIZ-GEMEINSCHAFT

Die Hospizbewegung entwickelte sich Ende der 1960er Jahre in England. Ziel war und ist es, das Sterben und den Tod wieder in das Bewusstsein der Öffentlichkeit zu rufen und den Sterbenden ein würdevolles Leben bis zum Schluss zu ermöglichen. In Österreich schlug die Idee Anfang der 1980er Jahre Wurzeln. Der Verein der „Tiroler Hospiz-Gemeinschaft“ wurde 1992 ins Leben gerufen und ist ein Tochterverein der Tiroler Caritas. Nachdem sie zunächst ausschließlich mobil tätig war, eröffnete sie 1998 ihre erste stationäre Einrichtung im Sanatorium Kettenbrücke. Mittlerweile verfügt die Hospiz- und Palliativstation über 14 Betten. Daneben wird mobile Betreuung angeboten. Allein außerhalb von Innsbruck sind über 200 ehrenamtliche Mitarbeiter aktiv. Die Tiroler Hospiz-Gemeinschaft begleitet Sterbende und ihre Angehörigen, unabhängig von ihren finanziellen Verhältnissen, ihrer religiösen Herkunft oder Weltanschauung.



ELMIRA SANG BASTIAN, 17 Monate alt, war ein ruhiges, heiteres Kind, eines Tages fiel sie in einen tiefen Schlaf, aus dem sie kaum noch erwachte. Die Ärzte diagnostizierten einen Tumor im Kopf, zudem hatte sich dort viel Wasser gestaut. Ihre letzten Tage verbrachte sie im Haus ihrer Eltern – erstes Porträt am 14. Januar 2004, gestorben am 23. März 2004.

Als Romina ihren zweiten Geburtstag feierte, war ihre Zwillingsschwester Elmira nicht mehr an ihrer Seite. Sie war wenige Monate zuvor an einem inoperablen Tumor gestorben, der wahrscheinlich schon bei ihrer Geburt in ihrem Kopf gewesen war. „Wenigstens hat sie gelebt“, sagt ihre Mutter, als das Mädchen die Augen für immer schließt. Beate Lakotta und Walter Schels lernen die Familie kennen, da steht es schon sehr schlecht um Elmira, doch der kleine Körper ist zäh. Die SPIEGEL-Redakteurin telefoniert immer wieder mit der Mutter des Mädchens. Die Gespräche dauern oft sehr lange. Danach ist Lakotta „wie durch den Wolf gedreht“. Der Schmerz der Mutter, ihrem kleinen Kind beim Sterben zusehen zu müssen, er ist so unendlich groß. Diesem Schmerz offen ins Auge zu sehen, führt Lakotta und Schels an ihre Grenzen. Was kann man in so einer Situation Tröstliches sagen? Was kann man tun?

Nichts, stellen die beiden fest, außer zuhören, da sein. „Zu akzeptieren, dass man total hilflos ist, fällt einem unglaublich schwer. Aber man muss dieses Gefühl zulassen, um damit umgehen zu können“, so Schels. Das ging bei den beiden nicht von heute auf morgen. Am Anfang senkten sie ihre Stimme, wenn sie ins Hospiz kamen, und machten ernste Gesichter, stellten oft die falschen Fragen. Doch es war kein Ort, an dem die Trauer alles andere überdeckte: „Das Hospiz ist ein Ort, wo so intensiv gelebt wird wie sonst kaum irgendwo.“ Zeit erhält hier eine andere Dimension. Und es gibt auch Hoffnung, manchmal auch die, vielleicht doch nicht zu sterben. „Zu wissen, dass man stirbt, heißt noch lange nicht, auch zu glauben, dass man stirbt“, stellten die Autoren fest.

Während das Projekt der beiden bei den Betroffenen, den Angehörigen und den Hospizmitarbeitern keineswegs als ungehörig empfunden wurde, ganz im Gegenteil, sie Unterstützung von vielen Seiten erfuhren, reagierte die „Außenwelt“ irritiert, wenn nicht gar ablehnend. Das Thema Tod ist ein Tabu in der modernen Gesell-

schaft, gestorben wird außerhalb, im Krankenhaus, im Altersheim, auf der Pflegestation, selten zu Hause. Der Tod hat keinen Platz mehr im Leben. „Viele empfinden es als pietätlos, einen Toten zu fotografieren“, sagt Beate Lakotta. Das war nicht immer so.

Die Kunstgeschichte ist voll von Kunstwerken, in denen Sterbende und Tote dargestellt sind. Im Zuge ihres Projekts haben Schels und sie sich auch mit der Kulturgeschichte des Todes beschäftigt. Sie zeigt, dass die Ausgrenzung des Sterbens eine Erfindung der jüngeren Zeit ist. Früher starben die Menschen zu Hause, im Kreis der Familie. „Das waren mit Sicherheit oft ganz schreckliche Tode, es gab ja kaum Medikamente“, so die Journalistin. Doch der Umgang mit dem Tod wurde als etwas Selbstverständliches angesehen: Bedenke, dass du sterben musst! Bedenke, dass du sterblich bist! – Dieses „memento mori“ war Teil des Lebensentwurfs. Noch in den Anfangszeiten der Fotografie war es durchaus üblich, den Verstorbenen nochmals abzulichten und das Foto auf den Kaminsims zu stellen oder auf das Klavier. „Post mortem Fotografie“ wurde das Genre genannt, und Fotografen warben in den Auslagen ihrer Geschäfte dafür. Die Toten wurden zum Teil quer durch die Stadt transportiert und in ihrem besten Gewand im Kreise der Familie abgelichtet. Ganze Bildbände waren gefüllt mit Toten in der Position von Lebenden. „Da sitzt ein Pärchen einträchtig auf einer Gartenbank. Alles scheint ganz normal, aber sie ist tot“, erzählt die Journalistin. In der heutigen Zeit, wo der Tod aus unserer Mitte verbannt ist, mutet er unwirklich, unfassbar an. Allein die Vorstellung, eine Leiche zu berühren, lässt die meisten Menschen erschauern. Das ist auch Beate Lakotta und Walter Schels so gegangen. Am Anfang.

SCHON TOT SEIN. Die erste tote Hand, die die Autorin berührt, ist die von Heinz Müller. Er starb bereits eine Woche, nachdem die

Fotos: Frede/Walter Schels (1); Frede (1)

Teil des Lebens

Lakotta & Schels. Beate Lakotta und Walter Schels über die größten Hemmungen, die sie überwinden mussten, die Einheit von Text und Bild und das bewusste Leben.

ECHO: Sie haben über einen langen Zeitraum Menschen auf dem letzten Lebensweg begleitet. Wie haben Sie die ständige Präsenz des Todes ausgehalten?

Walter Schels: Wir haben dabei den österreichischen Wein kennengelernt und sind dabei geblieben. (*lacht*) Also, Sie sehen: Der Humor ist noch da.

Beate Lakotta: Es gibt ja viele Leute, die sind ständig mit dem Thema Tod konfrontiert: Ärzte, Krankenpfleger, Hospizmitarbeiter oder Bestatter zum Beispiel. Aber es war für uns tatsächlich oft sehr schwer auszuhalten. Jemanden tot zu sehen, das war jedes Mal eine echte Erschütterung. Das hat auch nicht aufgehört, bis zum Schluss.

ECHO: Sie mussten, um die Toten fotografieren zu können, die Leichen auch bewegen. Hat es Sie viel Überwindung gekostet, die Menschen anzufassen?

Lakotta: Das vergesse ich nie, dieses Gefühl, zum ersten Mal die Hand eines Toten zu halten. Man kriegt einen Schreck, diese Härte, diese Kühle. Der Arm ist total schwer, der Körper wie Beton. Aber diese äußeren Hemmschwellen zu überwinden, war letztlich viel leichter als die Ängste, die im Innern wühlen. Die Frau Taube, die mochte ich sehr gern, und als sie gestorben war, habe ich sie in den Arm genommen. Das wäre am Anfang undenkbar gewesen.

ECHO: Womit war am schwersten umzugehen?

Lakotta: Das war die Hilflosigkeit in den Gesprächen mit den Sterbenden, mit den Angehörigen, dass man keinen Trost spenden kann. Es gibt nichts, was man tun kann, um den Schmerz der Betroffenen zu lindern.

Schels: Das Gefühl der Hilflosigkeit zuzulassen, fällt einem schwer. Man kann gar nichts sagen, nur zuhören. Aber das ist besser als mit so Allerweltsfloskeln zu kommen wie: Das wird schon wieder!



Beate Lakotta und Walter Schels: „Es war eine emotionale Berg- und Talfahrt.“

– Es wird nicht wieder, die Menschen wissen das.

ECHO: Zu jedem Bildpaar gibt es auch einen Text über die Person. Könnten Bild bzw. Text auch jeweils für sich selbst sprechen?

Schels: Text und Bild sind eine Einheit. Die Bilder allein sind zwar beeindruckend, aber man projiziert sich selbst hinein. Erst der Text gibt die Beziehung zum Menschen.

Lakotta: Viele Betrachter finden die Bilder leichter erträglich als die Texte. Das liegt sicher daran, dass die Texte das Verdrängen erschweren, und daran, dass sie beim Lesen auch an den eigenen Ängsten rühren. Die Betrachter finden die Bilder der Toten sogar oft ruhiger, friedlicher, schöner als die der Lebenden. Die Vorstellung vom Tod als Schlafes Bruder, als ewiger Schlaf, das ist eine kollektive Fantasie, die gibt es in vielen Kulturen. Wenn man nur die Bilder hätte, könnte man denken, Sterben sei ein friedlicher, ruhiger Prozess. Das ist natürlich nicht der Fall. Für jeden ist es ein äußerst

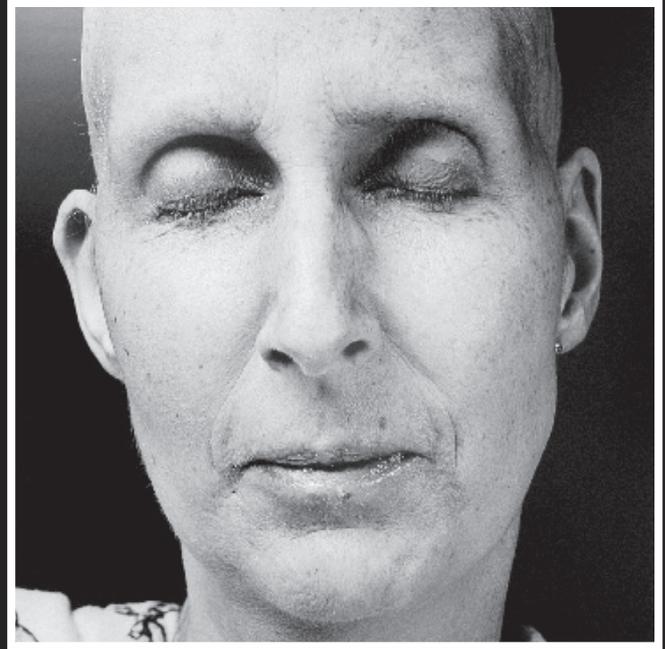
schmerzhafter Prozess, sich von der eigenen Existenz loszulösen. Und darüber berichten die Texte. Sie erzählen das, was sich zwischen den Bildern abspielt.

ECHO: Was hat die Beschäftigung mit dem Thema bei Ihnen persönlich verändert?

Lakotta: Ich habe gelernt, mir mehr bewusst zu machen und mehr zu schätzen, was in meinem Leben schon gut gelaufen ist. Auf gute Dinge zurückblicken zu können, ist wahnsinnig viel. Und klar macht man sich mehr Gedanken darüber, wie und womit man seine Zeit verbringt. Man lebt und genießt auch den Moment mehr. Aber ständig ein ganz bewusstes Leben zu führen, das, glaube ich, geht gar nicht.

Schels: Also, ich bin überhaupt noch nicht bereit zu sterben! Man ist weit davon entfernt, DAS an sich ranzulassen, auch wenn man sich mit dem Thema beschäftigt. Es ist trotz allem, wie im weichen Kinossessel zu sitzen und, statt einen Film anzuschauen, über den Tod nachzudenken. Hätte ich jetzt diese Diagnose einer unheilbaren Krankheit, das wäre genauso ein Schock.

Interview: Susanne Gurschler



BEATE TAUBE, 44 Jahre alt, kämpfte vier Jahre gegen den Krebs, hatte acht Operationen und unzählige Chemotherapien hinter sich. Ihre letzten Lebenstage verbrachte sie auf der Palliativstation Asklepios im Westklinikum Hamburg-Rissen – erstes Porträt am 16. Januar 2004, gestorben am 10. März 2004.

beiden ihn kennengelernt hatten. Dabei war er beim ersten Treffen ganz munter gewesen, hatte Witze erzählt. „Er ist, man muss es so sagen, termingerecht gestorben“, so Lakotta. Er war Logistiker bei der Bahn gewesen, da hatte sich fast alles um Pläne und Termine gedreht. Als die Ärzte im Krankenhaus ihm noch sechs Wochen gaben, begann er zu zählen. Und stellt schließlich ungehalten fest: „Eigentlich sollte ich schon tot sein.“ Doch er ist sich sicher, seinen 71. Geburtstag erlebt er nicht mehr. Einen Tag darauf hört sein Herz auf zu schlagen.

Beate Lakotta und Walter Schels werden benachrichtigt, kommen mit dem fotografischen Equipment in das Hospiz und treffen die Ärztin bei der Leichenbeschau. „Haben Sie schon einmal die Hand eines Toten angefasst“, fragt sie. Die beiden weichen zurück. „Wenn die Wand ein Loch gehabt hätte, wäre Walter da durch“, erinnert sich Lakotta. Sie fasst sich ein Herz und ist schockiert. Das ist keine kühle Hand, das ist eine tote, kühle Hand. Sie ist bleiern, schwer, der ganze Körper ist wie Beton. Heiner Müller ist der erste Tote, den Walter Schels fotografiert. Er traut sich nicht, ihn zu bewegen. Müllers Porträt ist das einzige in der Ausstellung, auf dem das Profil des Toten zu sehen ist. Schels glaubt, das Projekt abbrechen zu müssen. Er möchte den Menschen nach ihrem Tod so nahe kommen wie vorher, ihre Gesichter so festhalten wie vorher. Da sie sich nicht mehr

bewegen können, müssen seine Lebensgefährtin und er es tun. Die Vertrautheit, die zwischen dem Sterbenden und ihnen entstanden ist, sie hilft dabei, diese Hemmung zu überwinden. Denn das, was in den Gesprächen immer wieder aus den Menschen herausbrach, war die tiefe Kränkung, die sie verspürten, dass Angehörige einen Schritt zurückwichen – in dem Moment, wo klar war, sie würden sterben.

Als Beate Taube stirbt, ist ihr Mann nicht im Zimmer. Die ganze Nacht hatte er bei ihr gewacht. Die Schwester nimmt ihn mit zum Frühstück ins Wohnzimmer der Station. Eine halbe Stunde später kommt er zurück, sie atmet nicht mehr. „Wenn sie schon sterben müsse, hatte sie ihm einmal anvertraut, dann am liebsten allein, damit der Abschied nicht so schwerfalle“, steht in der Geschichte von Beate Lakotta über sie. „Wie sehr mich der Krebs auch belasten mag: Nach meinem Tod wird sich das Leiden nicht in meinem Gesicht zeigen“, habe sie einmal vorhergesagt. Und: „Wenn meine Seele entschweben darf, wie ich es mir wünsche, werde ich ganz friedlich daliegen.“

Das ist zu sehen in der Ausstellung in Schwarz-Weiß, auf ein mal ein Meter, auf dem Foto von Walter Schels. Bevor er mit dem Fotografieren beginnt, nimmt Beate Lakotta die tote Frau Taube noch einmal in den Arm und drückt sie an sich. „Ich habe Frau Taube sehr gern gemocht“, sagt sie.

Susanne Gurschler



DIE AUSSTELLUNG

„Noch mal leben – Eine Ausstellung über das Sterben“ wird von der Tiroler Hospiz-Gemeinschaft in Kooperation mit dem Fotoforum bis zum 21. März im Fotoforum Innsbruck gezeigt (nähere Infos unter www.noch-einmal-leben-innsbruck.at). Beate Lakotta und Walter Schels haben zu ihrem Projekt auch ein Buch veröffentlicht, das allen Interessierten hiermit wärmstens empfohlen wird. „Noch mal leben vor dem Tod. Wenn Menschen sterben“ ist 2008 im Verlag DVA erschienen.